



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Die Heilige Lanze

---

bis zum ewigen Schnee und Eis des Eismeeres, und er errang sich den Titel eines „Bischofs der Winde“. Aber die Unbequemlichkeiten der Reiselacht er und nennt sie „die Segnungen der Hölle“.

Aber auch Bischof Breynat hat nun seine Zuflucht zum Luftschiff genommen. So legte er erst jüngst bei seinen Visitationsreisen, zwischen März und Oktober 7000 Meilen zurück. Dieses geschah mit Hundeschlitten, Kanoe, Automobil, Eisenbahn, Dampfer und Aeroplan.

## Die heilige Lanze

Historische Erzählung von Prälat Konrad Rummel  
Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Das könnt Ihr mit Euch selber ausmachen“, war die harte Antwort, und das Beste wäre gewesen, Ihr hättet mich gar nicht behelligt.“

„Ich wollte Euch abbiten und der Jungfrau Lukretia, wie es mir mein Beichtvater befohlen hat, und Verzeihung von Euch . . .“

„Kein Wort von Verzeihung!“ schrie jetzt beinahe der Vormund den so tief sich demütigenden Maler an, „und ich schwöre Euch: ich verzeihe niemals — niemals . . .“

Da geschah etwas Unerwartetes.

Lukretia drängte den vor ihr stehenden Vormund auf die Seite, trat zu Manetti, schlug den schwarzen Schleier, welchen sie um des heiligen Karfreitags willen trug, zurück, so daß ihr edles, reines Angesicht und ihre beinahe strahlenden Augen im Licht des Ostervollmonds fast wie bei Tage anzusehen waren und sprach mit starker, klarer Stimme: „Aber ich verzeihe Euch, Signor Manetti, von ganzem Herzen verzeihe ich Euch — alles soll vergessen sein von diesem Augenblicke an, ich wünsche Euch tausendfach Glück für die Ehe, Euch und Eurer sposa; Gott sei gedankt für diese Gnade . . . Bisher habe ich nichts auf Euch gehalten, aber jetzt muß ich Euch achten und ehren: nun ist ja alles wieder gut geworden und wie wird sich die arme Beatrice freuen — grüßt sie von mir!“

Damit streckte Lukretia dem Maler, aus dessen Augen nun das helle Glück strahlte, die beiden Hände entgegen, die er mit Segenswünschen für sie in seiner Dankbarkeit an die Lippen drückte. Mit einem wilden Fluch riß der Vormund Lukretia zurück, konnte aber nicht hindern, daß nun auch der alte Zio Bartolomão in den Kreis trat und zu Manetti mit einer gewissen Feierlichkeit sprach: „Und wenn Euch auch der Vor-

mund seine Verzeihung versagt, so spreche ich im Namen der Eltern und des Großvaters von Lukretia: „Ich verzeihe und vergebe alles, was geschehen ist. Gewiß, ich will's nicht leugnen, Signor Manetti: ich habe Euch als einen Virebone und Taugenichts bezeichnet und hätte Euch den Schädel eingeschlagen, ehe Lukretia die Eure geworden wäre — ich habe auch Grund dazu gehabt. Aber jetzt ist das anders geworden. Der Heilige von Feltre hat Euch bekehrt, wie schon so viele andere, und Gott hat Eure Sünden ausgetilgt, also existieren sie auch für uns Menschen nicht mehr. Und es haben sich schon viel ärgere Bösewichter bekehrt als Ihr und sind Heilige geworden; bei Gott ist alles möglich. Was ich von Euch früher gedacht und gesagt habe, Signor Manetti, das nehme ich jetzt zurück, und alles, was Euch Lukretia sagte, soll auch für mich gelten: im Namen ihrer Eltern und Großeltern verzeihe ich Euch und wünsche Euch alles Gute.“

„Bartolomão“, schrie jetzt Lippi, „ich verbiete Euch, so zu reden; Ihr habt kein Recht, Euch in diese Sache zu mischen. Ich bin der Vormund und sonst niemand; schert Euch weiter Eures Weges!“

Aber Bartolomão sagte ruhig zu dem Maler, als ob er gar nicht gehört hätte, was der Vormund gerufen hatte: „Signor Manetti, ich habe vor Gott und meinem Gewissen das Recht, im Namen der Eltern Lukretias und ihres Großvaters zu sprechen. Wir sind Jugendfreunde gewesen . . .“

„Der ist seit vierzig Jahren tot und vermodert“, fuhr Lippi dazwischen, „und ich bin der gesetzliche Vormund —“

„Mein Jugendfreund Pio Blandini hat mir das Versprechen abgenommen, seine Familie zu schützen und ihr nahe zu sein in allen Lagen; das habe ich ihm



gelobt, und mein Wort und mein Versprechen lebt und ist in Kraft, auch wenn der arme Pio längst gefallen ist im Kampfe gegen die Ungläubigen. Und so sage ich Euch, Signor Manetti: Es ist alles verziehen, alles, und auch ich wünsche Euch Glück und Gottes Segen. Und Euch, Signor Lippi“, wandte der Greis sich nun an den Vormund, „Euch kann ich nur wünschen, daß Gott in seinem Gerichte gegen Euch gnädiger ist, als Ihr im Gerichte gegen diesen Signor Manetti, den die Gnade zurückgeführt hat auf den rechten Weg.“

„Ich brauche Eure Sprüche nicht, alter Schwäher“, lautete die Entgegnung Lippis, „und nun basta — gebt Raum!“

Er drängte den alten Mann unsanft zur Seite, während er mit der Hand sein Mündel heranzog. In diesem Augenblick trat der Enkel Bartolomäos, der Goldschmied Paolo, neben den Großvater um ihm nötigenfalls beizustehen wider den zornsprühenden Vormund.

Aber schon stand eine weitere Person in der Mitte des kleinen Kreises. Das war der fremde junge Mann, welcher gleich dem Maler den vier Nachbarn der kleinen Trastevere-gasse gefolgt war. Er trug einen breiten Hut mit wallender Feder, einen dunklen, kurzen Mantel vom Schnitt der Mode und trotz des Karfreitags einen Kaufdegen mit großem, silberglänzendem Korb am Griffe. Mit hochmütig erhobnem Kopfe stellte er sich zur Seite Lucretias, die schon zurücktrat, nachdem er erst vor ihr und ihrem Vormund mit höflicher Gewandtheit den Hut abgezogen und geschwenkt hatte.

Unmerklich war jetzt aber auch Paolo, der Goldschmied, nähergetreten, während seine Augen zornig funkelten. Er wußte, warum. Denn schon im Kolosseum, während das Passionspiel aufgeführt wurde, hatte er den Fremden gesehen und beobachtet, wie derselbe fast unaufhörlich die Augen auf Lucretia gerichtet hatte, deren schönes Angesicht, von dem grellen Schein der Fackeln und Lampen beleuchtet, die tiefe Ergriffenheit widerspiegelte, mit welcher sie der heiligen Darstellung folgte. Ehrliche Entrüstung und immer mehr erwachende Eifersucht machten, daß Paolo mehr auf den frechen Cavalier schaute, als auf das Passionspiel, und daß er denselben auch nach Beendigung des letzteren nicht mehr aus den Augen ließ ohne indessen dem ahnungslosen Großvater Bartolomäo etwas mitzutheilen.

„Wie es scheint, ist ein ehrenwerter Signore und seine edle Tochter auf dem Wege angehalten und bedrängt worden“,

begann der Fremde mit unangenehm hoher Stimme, „und es ist meine Pflicht, einzutreten.“

Dabei legte er die Hand, an welcher ein Brillantring funkelte, an den Degen und stellte sich dem Vormund Lippi vor: „Ich bin Jacopo Maldente, Nefte und Sostituto (Stellvertreter) des secretario maggiore (Obersekretärs) im Dienste Seiner Heiligkeit des Papstes Innozenz des Achten, mein Zio nennt sich Francesco Maldente, bekannt in allen Kreisen des vornehmen Roms.“

Signor Lippi machte eine tiefe, respektvolle Verbeugung, während Bartolomäo ruhig antwortete: „Verzeihung, edler Herr, Ihr irrt Euch; Signor Lippi, unser Nachbar, ist von niemanden bedrängt oder gar bedroht worden, das wird er bestätigen. Wir haben uns ausgesprochen, und nun wollen wir im Frieden heimgehen.“

„Was ist das für eine colono (Bauer)?“ fragte Herr Maldente den Vormund, mit den Augen auf Bartolomäo weisend.

„Kein colono, Signore“, erwiderte selber der Greis, indem er sich zu seiner ganzen Höhe aufrichtete, „ich bin Bartolomäo Berti, stand im persönlichen Dienste des Kardinals Barbo, späteren Papstes Paolo des Zweiten, und dann bei der Palastwache im Lateran — Ihr möget nachfragen. Und das ist mein Enkel, Paolo Berti, orefice (Goldschmied); er arbeitet in der Werkstätte Banno.“ Mit einem gewissen Nachdruck hatte Bartolomäo das gesagt, denn Banno war der erste und berühmteste Juwelier der Stadt Rom. „Und nun gute Nacht, Signor Lippi, gute Nacht, liebes Mündel Lucretia!“

Damit gingen Großvater und Enkel, und der Maler Manetti schloß sich ihnen an. Lucretia aber konnte nicht hindern, daß der selbstbewußte Sostituto Maldente dem Vormund versicherte, er hätte ihn und sie verteidigt, auch gegen vier oder fünf Angreifer, daß er mit ihnen ging bis ins Trastevere-Quartier hinüber, und daß er auf die Einladung Lippis geantwortet hatte mit der Versicherung, gerne sie beide wiedersehen zu wollen.

Der ehrenwerte Vormund Lippi aber legte sich diese Nacht sehr getröstet zu Bett: im Geiste sah er schon den neuen Bewerber und künftigen reichen Gemahl Lucretias in Signor Maldente, einen glänzenden Ersatz für den verlorenen Maler Prospero Manetti.



Die Türe des päpstlichen Arbeitszimmers öffnete sich und heraus traten ernst und langsam drei Purpurträger, die beiden Legaten Cheregato und Peraudi, als letzter Kardinal Orsini, eine fürstlich vornehme Gestalt. Ihre Sekretäre und Diener, welche in den Vorzimmern gewartet hatten, schritten ihnen voran durch die Gemächer zur Sixtinschen Kapelle und an dieser vorüber, hinunter zur alten Peterskirche, welche noch Kaiser Konstantin vor 1100 Jahren in ihren gewaltigen Umrissen errichtet hatte.

Unten im großen, von Säulenhallen umschlossenen Vorhof, in dessen Mitte der Brunnen samt dem riesigen, ehernen Piniensapfel stand, trennte sich der Kardinal von den Legaten und nahm den Weg hinaus auf den Platz unter der Segenloggia, wo eine Anzahl berittener Diener mit seinen prachtvoll gezäumten Leibrossen wartete. Peraudi und Cheregato traten in das Innere des mächtigen, uralten Domes, dessen gedämpftes Licht so recht stimmte zur Heiligkeit des Apostelgrabes und zum ehrwürdigen Charakter der Kapellen, Altäre und Grabmäler, welche es belebten. Am Grabe des heiligen Petrus wollten sie noch beten, ehe sie ihre Fahrt nach der Hauptstadt Frankreichs antraten, wo eine ebenso wichtige als schwierige Aufgabe wartete: den König Karl VIII. zu bewegen, mit dem deutschen Kaiser Friedrich III. sich zu einigen zum Abwehrkrieg gegen den Erbfeind der Christenheit, den Sultan Bajazet II., welcher zielbewußt vom eroberten Konstantinopel immer weiter vordrang nach Westen und ganz Europa bedrohte. Für solche Sendung waren den beiden klugen und frommen Männern die Hilfe Gottes vor allem nötig und die Fürbitte des heiligen Petrus, des ersten Stellvertreters Christi und Hirten seiner Herde.

Papst Innozenz VIII. war in seinem Arbeitszimmer zurückgeblieben und kniete auf einem Beistuhl vor dem Bild des Gekreuzigten, gleichfalls im Gebete mit Gott ringend. Auf ihn herab schauten von dem Kreuzgewölbe des hohen, weiträumigen Gemaches die Gestalten der vier Evangelisten, von den Bogengurten über Fenster und Eingang, die der heiligen Kirchenlehrer Augustinus, Ambrosius, Leo, Gregor, Athanasius und der anderen, hoheitsvoll und groß in der Schönheit ihrer Erscheinungen, und die Seitenwände waren reich bemalt mit Szenen aus dem Leben und dem Martyrium des heiligen Stephanus und Laurentius, dieser beiden Mitpatrone

Roms, deren Leiber draußen ruhen in ihrem uralten Heiligtum vor den Toren. Ein Wunderwerk an Schönheit und Kunstfertigkeit waren diese Bilder unübertroffen bis dahin, und ein Heiliger war es, welcher dieses Arbeitszimmer des Oberhauptes der Kirche Gottes auf Erden, so einzigartig mit seinem Pinsel geschmückt hatte: Giovanni Fiesole, den man den engelgleichen Maler bis heute nennt. Vor einem Menschenalter hatte er dieses Werk, sein größtes, vollendet, um dann als würdigster Ordensbruder des heiligen Dominikus seine reine Seele in Gottes Hand zurückzugeben.

Eine Bergeslast von Sorgen lag auf Innozenz. Vor bald vierzig Jahren hatte Sultan Mohammed II., zum Entsetzen der ganzen Christenheit die Hauptstadt des christlichen Orients, Konstantinopel, nach kaum zweimonatlicher Belagerung erobert und sie zu seiner Residenz gemacht; die meisten christlichen Kirchen daselbst waren zerstört, die „Hagia Sophia“, das Wunder frühchristlicher Baukunst, wurde in eine Moschee umgewandelt und Konstantinopel war jetzt der Ausgangspunkt unablässiger Kriegszüge der Türken in das christliche Europa herein. Mohammeds II. Sohn, Bajazet II. war seit den letzten acht Jahren planmäßig immer weiter brennend und sengend, verwüstend und erobernd vorgezogen nach Ungarn, Polen, ins Venetianische, nach Kärnten, Steiermark und bis an die Küsten Italiens; es war bekannt, daß er gesagt hatte: wie sein Vater die Hauptstadt der orientalischen Christenheit erobert habe, so werde er auch die des Westens, nämlich Rom, in seine Gewalt bringen und auf dem Petersdom den Halbmond aufpflanzen. Und wenn es so weiterging, dann kam allerdings die Gefahr näher und näher, und bei den Massen fanatischer Kämpfer, über welche der Sultan verfügte, war schließlich auch das Undenkbare und Unglaubliche zu befürchten. Und doch wäre es ein Leichtes gewesen, die Ungläubigen aus Europa hinauszutreiben und selbst Konstantinopel wieder zu befreien, wenn die christlichen Völker des Westens einig vorgegangen wären in gemeinsamem, wohlüberlegtem und machtvollem Angriff zu Land und zu Wasser auf den Erbfeind. Aber das war eben das namenlose Unglück jener Zeiten: die Christenheit des Abendlandes war nicht einig. Die Nationen und Länder beargwöhnten und beseindeten sich auf alle Weise: das Deutsche Reich, England, Spanien, Polen, Ungarn und die italienischen Städte und Fürsten; siekehrten die



Waffen gegeneinander, und wenn hier ein Teil notdürftig Frieden gemacht, begann in einem anderen Teil der Streit wieder von vorne. Der deutsche Kaiser Friedrich III., ein guter Mann, hatte keine Energie und im Reiche hörten die wütendsten Kämpfe hochmütiger, ehrgeiziger und raubsüchtiger Fürsten nicht auf. Es schien fast, als wenn wirklich der Kampf aller gegen alle zur

meinsamen großen Kreuzzug des christlichen Europa gegen die Türken und zur Befreiung Konstantinopels zustande zu bringen, und es wurden auch einzelne Erfolge errungen, aber zu einer kraftvollen, großen und begeisterten Erhebung des christlichen Abendlandes, wie das in den Kreuzzügen der Fall war, ist es entfernt nicht gekommen. Aber dem oft an Wahnsinn grenzenden Hochmut und der



Die ersten Brüdernovizen des Missionshauses St. Joseph, Reimlingen, mit ihrem Novizenmeister

Wahrheit geworden wäre, jeder kleine und kleinste Landesherr und jede größere Stadt dachte nur an sich selber und alles Gemeingefühl war erloschen, als ob das christliche Europa mit Blindheit geschlagen wäre gegenüber der furchtbaren Türkengefahr. Dazu kam noch, daß die orientalischen Christen der katholischen Christenheit fast durchweg feindselig gegenüberstanden und daß auch im Westen sogar erkaufte Verräter auftauchten, welche offen sich in den Dienst des Sultans stellten.

Schon seit vierzig Jahren hatten die Vorgänger Innozenz VIII. auf dem Throne Petri alles getan, um einen ge-

Großmannsfucht damaliger Könige, vor allem der französischen, schien der letzte Rest christlichen Bewußtseins untergegangen zu sein.

Eine einzige Nation in Europa machte eine Ausnahme: Spanien, unter den beiden königlichen Geschwistern Ferdinand und Isabella der Katholischen. Schon seit mehr als acht Jahren lagen ihre tapferen, nie entmutigten Heerschaaren im Kampfe mit dem mohammedanischen König von Granada, welcher den reichsten Teil des Landes inne hatte und über 100 000 Krieger verfügte. Er, welcher sich gerühmt hatte, ganz Spanien dem Halbmond zu unterwerfen, und von



da aus über Frankreich bis an den Rhein vorzudringen, um hier mit dem siegreichen Sultan von Konstantinopel zusammenzutreffen und sich in die Herrschaft Europas mit ihm zu teilen: er war jetzt von den spanischen Glaubenskämpfern so bedrängt, daß er froh sein mußte, sich halten zu können. —

Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte Papst Innozenz VIII. ein Rundschreiben an alle regierenden Fürsten Europas erlassen, in welchem er ihnen die Türkengefahr dringend nahelegte und sie zum gemeinsamen Verteidigungskampfe aufrief. Er selbst verbürgte sich für die Ausrüstung einer Anzahl von Schiffen, für die Leistung einer ansehnlichen Geldsumme und für Stellung einer entsprechenden Truppenzahl. Mit allen Herrschern unterhandelte er persönlich und überall setzte er sich ein, um Frieden zu stiften, wo man sich befehdete, daß doch endlich der neue Kreuzzug zustande käme. Auch ordnete Innozenz an, daß alle Kardinäle, Bischöfe, Äbte und die ganze Geistlichkeit den Zehnten ihres Einkommens für den Türkenkrieg geben sollen, und er selbst gab weit über diese Grenze hinaus. Aber aus Deutschland kam die Mitteilung, daß man bei bestem Willen den Zehnten nicht aufbringen könne. Die fortwährenden inneren Kriege hatten die Mittel aufgesaugt. Diejenigen aber, welche noch das meiste hätten leisten können, die wohlhabenden deutschen Reichstädte, vielfach beherrscht von unwürdigen Krämergeist, lehnten es fast einmütig ab, zur Abwendung der Türkengefahr ein Opfer zu bringen.

Und als Papst Innozenz als Landesherr großzügig zunächst wenigstens seine Streitmacht zum Kreuzzug rüsten wollte, da fiel ihm der nichtswürdige, gewissenlose König Ferrante von Neapel in den Arm, indem er gegen den Papst Krieg führte, solange der letztere lebte. Wiederholt war Rom selbst in Gefahr, von Ferrante belagert und erobert zu werden und die Untertanen des Papstes hatten von den Kriegsbanden Ferrantes so viel zu leiden, als wären die Türken selbst im Lande.

Innozenz setzte seine letzte Hoffnung darauf, daß zwischen dem Kaiser Friedrich III., der mit dem Abwehrkrieg gegen die Türken einverstanden war, und dem französischen König Karl VIII. ein Einvernehmen zustande käme, und wenn das Deutsche Reich und die französische Nation zusammen den Schlachtruf gegen den Sultan Bajazet erhoben, so konnte erhofft werden, daß auch andere kleinere Mächte sich anschlossen.

Um das zu erreichen, sollten die beiden Legaten Peraudi und Cheregato nach Paris reisen und im Namen des Oberhauptes der Christenheit zum Frankenkönig sprechen.

Da war freilich Grund übergenug gegeben zum Gebete, daß Gott das Herz des Mannes in Paris lenke, auf welchen so viel ankam in diesem Zeitpunkt. Und der Mann am Steuer der Kirche Gottes, auf dessen Schultern neben den anderen Pflichten und Aufgaben solch eine Last von Schwierigkeiten lag, brauchte mehr als andere die Hilfe Gottes und die Erleuchtung des Heiligen Geistes.

Keine Viertelstunde war verflossen, da erhob sich Innozenz vom Bestuhl, und fast gleichzeitig erschien unter der Türe ein geistlicher Kammerherr.

„Il Cardinale Marco Barbo“, meldete er.

„Wir erwarten ihn“, lautete die Antwort des Papstes, und im nächsten Augenblick trat der Kirchenfürst, zugleich Patriarch von Venedig, in das Gemach. Innozenz ging ihm entgegen und umarmte den schon Ergrauten mit herzlichen Worten der Begrüßung, um ihm dann zu bedeuten, neben ihm Platz zu nehmen. Er hatte vollen Grund, den Kardinal mit Auszeichnung zu behandeln; Marco Barbo war wohl das frömmste, aber auch das geistig überragende Mitglied des ganzen Heiligen Kollegiums, und Innozenz wußte wohl, daß Barbo jetzt Papst wäre an seiner Stelle, wenn alles so gegangen wäre, wie es hätte gehen sollen. Jeder Wähler im Konklave hatte gewußt, daß Marco Barbo alle Eigenschaften für das Pontifikat in sich vereinigte, die meisten hatten ihn von vornherein in Aussicht genommen, und das Volk von Rom erwartete mit Sicherheit Barbos Erhebung auf den Heiligen Stuhl. Denn durch seine Leutseligkeit und Wohltätigkeit, durch seine Tugend und Frömmigkeit, wie durch sein Verständnis des Volkes war er der populärste Mann der Ewigen Stadt. Aber von den Vertretern Frankreichs und verschiedener italienischer Fürsten, vor allem von Florenz, wurde geltend gemacht, Barbo sei von Geburt eine Venetianer, und als solcher könne er für die Tiara nicht in Betracht kommen. Und diese Stimmen konnten nicht überhört werden. So wurde Kardinal Cibo von Santa Cäcilia gewählt — der nunmehrige Innozenz VIII., und sein Rivale, Kardinal Barbo, war selbst entscheidend für diese Wahl eingetreten.

Und nun saßen die beiden in ernstem Gespräche beisammen. Kardinal Barbo



als Patriarch der gewaltigen Republik Venedig, die ihre Schiffe nach allen Teilen des Orients sandte, sollte Aufschluß geben über die Frage, ob der Sultan wirklich den großen Angriff auf Italien vorbereitet. Aber auch Barbo konnte nichts Bestimmtes mitteilen.

„Diese Ungewißheit ist das Schlimmste“, sagte Innozenz, „der Großtürke läßt sein Ziel nicht aus den Augen, und seine Verschlagenheit ist so groß wie seine Eroberungslust. Die Einfälle und Raubzüge in Steiermark und Krain sollen, fürchte ich, nur unsere Aufmerksamkeit ablenken von dem großen Sturm seiner ganzen Heeresmacht gegen Italien und unsere Stadt Rom. Man weiß nichts Bestimmtes, aber man hat das Gefühl, daß sich im Orient die Wolken zu einem furchtbaren Gewitter aufstürmen. Und dann mag Gott uns allen gnädig sein.“

In tiefer Ergriffenheit schaute Kardinal Barbo auf zum Papste.

„Ihr seid der Einzige“, fuhr Innozenz fort, „welchem ich die ganze Tiefe meiner Sorgen offenbare; Ihr kennt die Zeit besser als andere, und das Wohl der Kirche Gottes geht Euch über alles.“

Der Patriarch verneigte sich und küßte die Hand, welche der Papst ihm während dieser Worte entgegenstreckte. „Es ist ja gewiß an dem bösen Willen des Sultans Bajazet nicht zu zweifeln“, sagte er, „aber es will mich bedünken, daß seine Macht doch nicht so unermeslich groß ist, als es den Anschein hat. In den fortwährenden Kriegszügen nach Ungarn, Steiermark und Albanien hat er viele Verluste erlitten, und auf Rhodus und Otranto hat sich deutlich gezeigt, daß die Türken nicht unbesiegbar sind. Auch hört man, daß Bajazet in seinem eigenen Hause Schwierigkeiten bekämpfen muß.“

„Woher solche Kunde?“ fragte Innozenz überrascht.

„Nur mit Schmerz und Beschämung kann ich meinem obersten Hirten diese Frage beantworten. Meine Landsleute, oder vielmehr die regierenden Herren in Venedig, sind und bleiben vor allem Handelsleute und wollen hierin ihren Vorrang und ihren Gewinn nicht schmälern lassen. Deshalb suchen sie sich mit dem Sultan immer gut zu stellen, ja es kommt vor, daß Bajazet von ihnen sogar erfährt, was die christlichen Mächte gegen ihn vorhaben.“

Traurig nickte der Papst; er hatte ja selbst schon wiederholt diese Krämerpolitik Venedigs erfahren müssen.

„Und so sehen und hören unsere venetianischen Agenten in Konstantinopel vieles, was den anderen verborgen bleibt.

Da ist nun von ihnen schon einige Male berichtet worden, daß der Sultan in seinem eigenen Bruder einen stillen Widersacher habe, hinter welchem viele andere stehen, und daß ihm deshalb der Arm gebunden sei für seine großen Pläne gegen die Christenheit.“

„Das fällt allerdings in die Wagschale“, sprach Innozenz, „aber Bajazet wird eben hierin handeln, wie seine Vorfahren, welche in solchen Fällen den Brudermord für eine Pflicht ansahen.“

„Man sagt, sein Bruder habe dies gehat und den Hof in Konstantinopel verlassen“, bemerkte der Kardinal.

„Vielleicht sind das alles bloß Gerüchte. Aber die Tatsache liegt vor, daß Bajazet es auf Italien abgesehen hat. Die Flüchtlinge, welche täglich zu Hunderten aus Steiermark und Karien hierher kommen, wissen alle zu erzählen, daß die Türken prahlen, noch in diesem Jahre werde der Halbmond auf St. Peter glänzen und das Kreuz vernichtet sein.“

„Eure Heiligkeit sagen selber, daß das Prahlereien sind. Der Weg von Konstantinopel nach Rom ist weit und Italien kann sich aufraffen und dann ist es unbesiegbar.“

„Wenn alle einig wären“, seufzte Innozenz, „und es keine Verräter gäbe. Denkt an Guzzini, der sich der Bergfestung Osimo mit seinen Banden bemächtigt und sie dem Großtürken für einen Judaslohn angeboten hat — wodurch der Hafen Ankonas gefährdet ist — und die Stadt Florenz hat ihn mit achttausend Dukaten abgefunden, anstatt daß man ihn der verdienten Strafe ausgeliefert hätte. Das sind entsetzliche Zeichen der Zeit, und wir begreifen es, wenn alle Welt ein furchtbares Strafgericht fürchtet, und durch Gassen und Plätze das Schreckenswort geht, noch in diesem Jahre werde der Sultan im Vatikan als Herrscher Roms einziehen.“

„Ich habe auch solche Reden gehört“, entgegnete der Kardinal, „aber es sind eben Gerüchte und haltlose Einbildungen, von unberufenen Unglückspropheten ins Volk geworfen und von diesem natürlich urteilslos weiterverbreitet. Die heiligsten Apostelfürsten wachen über ihre Stadt, heute, wie zu Zeiten Eures heiligen Vorgängers Leo auf dem Stuhle Petri.“

Innozenz schaute mit traurigem Lächeln den Tröster an. „Und wenn — sagen wir, wenn eine heilige Person diese Prophezeiung auch ausgesprochen hätte, teuerster Bruder?“ fragte er.

Erstaunt blickte der Patriarch von Ve-



nedig an; der Papst aber sprach: „Es ist so. Laßt Euch erzählen.“

„Es ist so“, wiederholte der Papst, „laßt Euch erzählen. Ihr wißt, teuerster Bruder Barbo, daß ich als Kardinal die Kirche der heiligen Cäcilia besaß, und Ihr wißt auch, daß fromme Töchter im Ordensgewand des heiligen Benedikt die Wache halten am Grabe der großen Heiligen. In diesem Kloster lebt auch, der Welt unbekannt, eine Schwester, welche von Gott außerordentliche Gnadenweise erhalten hat inmitten schwerster körperlicher und seelischer Leiden.“

„Ich erinnere mich, etwas von dieser Nonne gehört zu haben, und daß sie Offenbarungen über zukünftige Dinge erhalte“, entgegnete Kardinal Marco Barbo, „aber ich hielt mich darüber nicht weiter auf . . . Es gibt ja gegenwärtig so viele Unglückspropheten und vermeintliche Heilige, die das geängstigte Volk noch mehr aufregen und zuletzt doch nur sich selber suchen . . .“

„Mehr als genug, Gott sei es geklagt“, sprach Innozenz, „aber die Schwester Egidia in Santa Cäcilia zählt nicht zu dieser Sorte von Menschen. Bischof Cheregato, den wir als unseren Legaten nach Paris senden, hat neulich das Heiligtum von Santa Cäcilia besucht und uns die Mitteilung gebracht, die Nonnen hätten von der Schreckenskunde gesprochen, daß die Türken bald in Italien landen und sogar Rom belagern wollten, und alle seien einig gewesen im Vorsatze, sich nun auf den Tod vorzubereiten und auf das Martyrium für Jesus Christus, unseren Herrn. Da habe mit einem Male die Arbeitschwester Egidia, sonst die schweigsamste von allen, sich erhoben, wie auf einen Befehl von höherer Seite, ihre Augen schienen in unbekannte Fernen zu schauen, ihr Angesicht habe in heiligstem Ernste geleuchtet, und dann habe sie deutlich und langsam, als sagte sie im Gehorsame nach, was ihr befohlen sei, die Worte gesprochen: „Täglich sich vorbereiten auf den Tod, ist der Weg der Heiligkeit . . . Das ist gewiß. Und auch das wird sein: Der Großtürke aus dem Orient zieht ein in Rom und nimmt seine Wohnung im vatikanischen Palaste, der Nachfolger des heiligen Petrus aber ist voll des Trostes.“

Diese Worte hatte Innozenz von einem Blatte abgelesen, welches er jetzt wieder auf den Schreibtisch legte. Dann sagte er: „Bischof Cheregato hat sich jedes Wort der Schwester Egidia von allen Klosterfrauen, welche es hörten, beistätigen und unter dem Gebote des hei-

ligen Gehorsams bezeugen lassen, und uns diese Niederschrift überbracht mit der Versicherung, daß jede Klosterfrau bereit wäre, im Angesichte des Todes zu bezeugen, daß Schwester Egidia also gesprochen hat.“

Der Kardinal hatte sein Erstaunen nicht verbergen können, zumal ihm die Überzeugung sich aufdrängte, daß der Papst die Sache ernst nahm.

„Eure Heiligkeit wollen mir die Frage gestatten, ob der hochwürdigste Legat Cheregato auch die Schwester Egidia selbst gehört und befragt hat über diese rätselhaften Worte, welche an die Sprüche einer Pythia erinnern.“

Innozenz schien den leisen Spott in diesem Vergleiche des heiligmäßigen Kardinals zu überhören. „Bischof Cheregato“, fuhr er fort, „hat die Schwester Egidia zu sehen verlangt und ihr befohlen, zu offenbaren, wie sie zu dieser merkwürdigen Rede gekommen sei. In tiefer Beschämung und unter bitteren Tränen habe sie um Verzeihung dafür gebeten, daß sie unaufgefordert zu den Schwestern gesprochen, habe aber erklärt, sie hätte sprechen müssen. Keines von allen Worten sei von ihr selbst gewesen, sie habe bloß das laut ausgesprochen, was sie im Geiste sich vorsagen hörte. Als Kardinal von Santa Cäcilia“, fügte der Papst an, „habe ich schon von der Schwester gehört und sie auch einmal gesprochen, und ich kann bestätigen, daß ihre Liebe zur Verborgenheit und Zurücksetzung, ihr Gleichmut in schweren Leiden und ihre Pflichttreue im kleinsten von allen Mitschwestern anerkannt sind. Das fällt gewiß in die Wagschale.“

„Eure Heiligkeit mögen mir erlauben, noch eine Vermutung auszusprechen — bei voller Anerkennung aller Tugenden dieser Schwester. Wäre es nicht denkbar, daß infolge der schrecklichen Gerüchte und Verbreitungen über die Türkengefahr ihr Geist in Verwirrung geraten wäre, und daß die erregte Einbildungskraft ihr jene Worte auf die Lippen gelegt hätte?“

Innozenz nickte. „Gewiß sind diese Zweifel berechtigt und notwendig. Aber die Abtissin und der ganze Konvent von Santa Cäcilia bezeugen, daß Schwester Egidia auch jeder Überschwenglichkeit stets fremd war und daß sie in der Einfall eines Kindes sich auf ihren Pflichtenkreis beschränkt hat. Bischof Cheregato ist im Ernste in sie gedrungen, zu erklären, was denn ihre Worte bedeuteten und was sie überhaupt wisse von dem behaupteten Einzug des Großtürken in unserem vatikanischen Palaste. Darauf



hat Egidia die Antwort gegeben, sie wisse gar nichts von der Zukunft und wisse auch nicht, wer der Großtürke sei. Was sie damals zu ihren Schwestern sagte, habe sie sagen müssen, und es sei ihr gewesen, als beginge sie eine Sünde, wenn sie jene Worte nicht gesprochen hätte. Das arme Kind, hat unser Legat gesagt, habe einen bedauernswerten Eindruck gemacht bei dieser Inquisition und sei tief unglücklich gewesen darüber, daß sie überhaupt habe vor ihm erscheinen müssen.“

„Bischof Cheregato hat ihr gewiß auch vorgehalten“, bemerkte Kardinal Barbo noch, „daß ihr Spruch vom Großtürken und dem Nachfolger Petri doch einen ganz unglaublichen Widerspruch enthält und deshalb keinen vernünftigen Sinn haben kann.“

Das hatte er mit einer scharfen Betonung gesagt.

Innozenz blickte ihn an und erwiderte: „Auch wir haben uns das Gleiche gesagt, als man uns den Wortlaut jener vermeintlichen oder wirklichen Vorhersehung mittheilte. Wenn der Großtürke im Vatikan seinen Thron aufschlägt, dann ist Rom erobert und in der Gewalt Mohammeds. Und daß in diesem Falle der Nachfolger Petri — ob nun wir es sind oder unser Nachfolger — voll des Trostes sein solle, das ist ein unvereinbarer Gegensatz, eine volle Unmöglichkeit.“

„Ein Orakelspruch, würdig der Zweideutigkeit aller Weisheiten aus Milet und Delphi“, wagte Kardinal Barbo zu bemerken; „oder soll der zweite Satz bloß ein billiger Trost sein für den Fall, daß der erste eintritt?“

„Dafür nehme ich die Sache zu ernst“, entschied Innozenz. „Wir wissen ja wohl, daß der Herr bei seiner Kirche bleibt bis zum Ende der Tage, und wir möchten auch mit der ganzen Christenheit des Glaubens sein, daß Rom der Sitz des Papstes bleiben wird in allen Stürmen der Weltgeschichte, und das ist gewiß der größte Trost; aber wenn auch nur zeitweilig der Fürst der Ungläubigen unsere Stadt beherrschte, so würde uns wohl das Herz brechen vor dem Schmerz und der Schmach solch einer entsetzlichen Heimsuchung. Und doch wollen und können wir den Gedanken nicht von der Hand weisen, als ob in den merkwürdigen Worten der frommen Jungfrau in Santa Cäcilia für uns eine Wahrheit und ein Trost enthalten ist.“

„Es bedarf ja nur eines Wortes *„Curer Heiligkeit“*“, meinte jetzt Barbo, „so erscheint die Schwester Egidia mit der

Äbtissin im Vatikan, um persönlich Rücksicht zu geben.“

„Das möchte ich vermeiden; Schwester Egidia soll nicht aus ihrer Verborgenheit herausgeholt werden. Eher könnten wir uns entschließen, eines Tages wiederum einmal der Kirche der heiligen Cäcilia unseren Besuch abzustatten und bei dieser Gelegenheit auch im Kloster vorzusprechen. Aber vorerst wollen auch wir uns genügen lassen an dem Wortlaut dessen, was die Schwester auf zugehendwelche Eingebung hin gesprochen hat. Würden nicht so viele Anzeichen darauf hinweisen, daß wohl noch fürchterbare Heimsuchungen über Rom kommen werden, so könnten wir ruhig darüber hinweggehen, aber wir können die Befürchtung nicht ganz abweisen, daß Gott uns durch den Mund dieser einfältigen und demütigen Person ein Zeichen hat zukommen lassen wollen.“

Bei diesen Worten richtete der fromme Kardinal wie fragend seinen ersten Blick auf den Papst. Dieser schien ihn verstanden zu haben und fuhr fort: „Wie wir gesagt haben, ist es nicht das erstemal, daß die Schwester von Santa Cäcilia Worte gesprochen hat, welche über das menschliche Erkennen hinausgehen. Als vor Jahresfrist die Leiche des antiken Mädchens gefunden wurde, welche von ganz Rom als ein Wunder angestaunt wurde und alles entzückt war von der Schönheit der jungen Heidin, hat sie die rasche Verwesung derselben vorausgesagt und hat zugleich erklärt, in Rom befinde sich der Leib einer christlichen Heiligen, der in Wahrheit unversehrt erhalten sei und ihr gebühre die Verehrung des römischen Volkes. . . Was es damit für eine Bewandnis hat, wußte sie selbst nicht, aber das schließt nicht aus, daß sich solch ein wunderbarer Fund noch zeigte.“

„Und dann“, schloß Innozenz, „wäre es wahrlich nicht das erstemal, daß in der ewigen Stadt sich Gottes Barmherzigkeit durch fromme und heilige Seelen in besonderer Weise offenbarte, und daß der Statthalter Christi Botschaft erhielte aus dem Munde von Unmündigen und Kindern, welche Gott gewählt hat, um die Weisen und Wissenden der Welt zu beschämen. So wollen wir auch die neuen Worte der demütigen Nonne in Santa Cäcilia als ein besonderes Zeichen der Zeit beachten.“

„Und wenn alle die Schreckensgerüchte und Verbreitungen den Erfolg hätten, daß die Römer und die übrige Christenheit sich zur Buße und zum gemeinsamen Gebet wendeten und abkehrten von



den großen Verwirrungen der Zeit, dann wäre gewiß erreicht, was Gott will, und dann könnte seine Barmherzigkeit noch in letzter Stunde das nahende Gericht abwenden, wie zur Zeit des Propheten Jonas in Ninive.“

Rom stand im Zeichen des Türken-schreckens. Nicht daß die Ungläubigen schon in der Ewigen Stadt eingezogen oder doch auf dem Anmarsch gewesen wären — aber das ganze Volk war erfüllt und betäubt von dem Wahne, daß Bajazets Heeresmassen sich unaufhaltsam heranwälzten und der Hauptstadt der Christenheit das Schicksal Konstantinopels bereiteten. Noch waren ja keine vierzig Jahre vorüber seit jenen furchtbaren Ereignissen. Von Mund zu Mund und von Haus zu Haus ging der Ruf: „Die Türken kommen“, und tausend neue Schreckensnachrichten verbreiteten sich. Mehr als ein halbtausend türkische Schiffe seien von Ostia aus gesichtet mit dem Kurs gegen diesen Hasen, ebenso viele haben bereits Ankona genommen, Loreto und Foligno stehen in Flammen, und Flüchtlinge wissen von den grausamsten Taten der ungläubigen Mordbrenner zu berichten. Grauenhafte Einzelheiten wurden weitererzählt, aber niemand wußte, von wem diese Mitteilungen stammten.

Alle Geschäfte ruhten, auf Gassen und Plätzen und vor den Kirchen standen viele beisammen in erregtem Gespräche, in den Häusern hörte man jammern und weinen, zwischenhinein wieder laut beten. Die Männer stritten sich, ob es besser sei, Rom, das ja doch gut befestigt sei, bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen und für den Glauben zu sterben, oder aber von vornherein auf jeden Widerstand zu verzichten, um vom Feinde Schonung und Gnade zu erhalten. . . . Einige meinten, es wäre besser, die Stadt selbst in Flammen aufgehen zu lassen, ehe man sie den Türken übergebe, und die Priester und Mönche, welche teilweise zur Besonnenheit mahnten, wurden kaum gehört.

Jetzt hörte man die Losung: „Fort aus der Stadt ins Gebirge, um wenigstens das Leben zu retten“, und tatsächlich sah man nicht wenige Flüchtlinge, Männer und Frauen, welche eilig die Abhänge des Janiculus hinanstiegen, mit ihren schwer bepacten Eseln, Maultieren und Rossen.

Jedes wußte etwas anderes, keines verstand mehr das andere, die Angst hatte

die Köpfe der so leicht erregbaren Massen völlig verwirrt. . . .

Auch Signor Lippi, der Vormund Lucretias, konnte sich der allgemeinen Aufregung nicht entziehen. Und Jakopa Maldente, der vornehme Substitut seines Onkels in der päpstlichen Geheimschreiberei, welcher sich soeben auch eingefunden hatte — er war seit jenem Zusammentreffen an der Süberbrücke zu Lucretias Widerwillen schon öfter in der Casa Lippi eingekehrt — trug noch weiteres bei zur Vermehrung der Sorgen.

Wie zu einem allmächtigen Retter in der Not schaute Lippi auf zu dem feingekleideten Signore, der in selbstbewußter Haltung, die Hand am Degen, zu ihm sprach, mehr aber noch über den Vormund hinweg zu Lucretia, die ganz im halbdunklen Hintergrund saß neben der Türe zur Küche und nicht ausblickte.

„Die Ungläubigen“, sagte er, „stehen morgen und übermorgen noch nicht vor den Mauern, aber daß sie bald da sein werden, darüber ist man auch in unseren Kreisen nicht im Zweifel.“

„Ist es wahr, daß man auch im Vatikan an Flucht denkt“, fragte Lippi, „will Innozenz auch Rom verlassen?“ Schwere Angst klang aus dieser Frage, denn wenn der Papst floh, dann mußte die Gefahr aufs höchste gestiegen sein. Auch Lucretia richtete bei dieser Frage erwartend das Auge auf den Oberschreiber, und über dessen Gesicht ging dabei kaum merklich ein Zug der Befriedigung und Genugtuung.

„Allem nach hat seine Heiligkeit noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt“, erwiderte er wichtigtuend, „doch werden viele Kostbarkeiten verpackt und in die Engelsburg verbracht. Man vermutet, daß der Papst sich beim Anmarsch der Ungläubigen auch dorthin zurückziehen werde. Die Hadriansburg ist ja uneinnehmbar.“

„Gott sei Dank“, kam's unwillkürlich aus dem Munde der Jungfrau.

„Mit einer ausreichenden Besatzung tapferer Streiter“, fuhr Maldente fort, und warf sich in die Brust, um anzudeuten, daß er sich auch dazu zähle, „kann sich die Engelsburg halten, so lange die Lebensmittel reichen, mit Gewalt und auch mit Feuer ist sie nicht zu nehmen.“

„Gott sei Dank“, wiederholte Lucretia, „so ist doch der Heilige Vater bei uns.“

(Fortsetzung folgt).

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.  
Verantwortlicher Redakteur Vater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen  
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben